5. Sonntag im Lesejahr C

„Den wirklichen Standort erkennen“

Lesung: Jes 6,1-2a.3-8

Evangelium: Lk 5,1-11

Wenn 5 Grashalme in der weiten Wüste stehen,
dann kommt sich der Höchste von ihnen vor
und der Zweite ist auch noch mordsmäßig stolz auf sich,
wie das Allergrößte auf der Welt
weil er ja weit über dem Durchschnitt liegt.

So ein rein vergleichendes Wertesystem hat sich in den letzten Jahrzehnten auch immer mehr in unserer Gesellschaft ausgebreitet, wenn es um ethische und moralische Inhalte geht:

Statt zu fragen: Was muss ich tun?
Was sind Werte, die auf Dauer gültig und gut sind,
und was ist im Gegensatz dazu böse?
Schaut man lieber auf die Nachbarn und was die tun,
macht man sich immer mehr an der Umgebung und am Zeitgeist fest
und begnügt sich damit, einen relativ guten Mittelplatz zu halten.

Beispielsweise ist inzwischen eins der häufigsten Argumente:
„Das kannst du heutzutage doch nicht mehr so machen!“,
- sie alle haben es bestimmt schon gehört -
und es ist so mächtig geworden,
dass man es meistens gar nicht mehr hinterfragt.
Nur noch wenige wollen wissen: „Warum nicht?“

Es ist auch - zugegebenermaßen - nicht leicht, sich den Versuchungen
so einer relativen Selbsteinschätzung zu entziehen.

Das fängt schon damit an, dass man am Morgen die Zeitung aufschlägt
und von Mord und Erpressung liest,
oder von einer Frau,
die von ihrem Mann so geschlagen wurde,
dass sie die Polizei zu Hilfe rufen musste,
und man denkt sich:
„Gott sei Dank gibt es in unserer Familie so etwas nicht,
da kann ich ja schon relativ zufrieden sein“.

Und dann geht man in die Arbeit und trifft einen Kollegen,
der die ganze Zeit den Chef anschwärmt, um sich beliebt zu machen
oder einen anderen, der dafür sorgt,
dass jeder im Betrieb es erfährt, wenn wer einen Fehler gemacht hat,
weil er denkt, damit mögliche Konkurrenten loswerden zu können.

Da fühlt man sich dann gleich noch ein Stück besser,
weil man selbst doch nicht so tief gesunken ist,
mit solchen Mitteln zu arbeiten.

Und wenn man sich auch noch umschaute, wie manche in der Umgebung
verantwortungslos mit ihren Kindern

oder rücksichtslos mit alten Familienangehörigen umgehen,
dann kann man sich schon beruhigt zurücklehnen,
mit sich und seiner Moral zufrieden.

Und wenn man dann am Abend auch noch den Fernseher einschaltet und
gar auf die „Vorbilder“ in unserer Gesellschaft schaut,
dann fällt es oftmals noch viel leichter, sich zu sagen:
„Mit dem und dem kannst du allemal noch mithalten“.

Eine arme Gesellschaft, in der es nur noch dieses
durch Vergleich bestimmte Mittelmaß gibt,
in der die Vorbilder fehlen, die zeigen:
Es gibt mehr als nur ein „Taugt schon!“
Die uns sagen: Ein wenig über dem Durchschnitt ist keine Leistung,
sondern die Untergrenze der Selbstverständlichkeit.

Aufwecken aus diesem lauen dahinplätschern in der Relativität des
Alltäglichen kann uns die Begegnung mit dem Absoluten.

Wie ein Licht, das auf einen Gegenstand fällt,
automatisch dessen Schatten sichtbar macht,
so macht die Begegnung mit Gott dem Menschen schlagartig auch klar,
wie es um ihn wirklich steht.

Zwei solche Beispiele haben wir in unseren heutigen Lesungen
vorgelegt bekommen:

Jesaja, der in einer Vision, wie er sagt, Gott schauen darf
und von diesem Licht getroffen in den fast panischen Ruf ausbricht:
„Weh mir, ich bin verloren.
Denn ich bin ein Mann mit unreinen Lippen
und lebe mitten in einem Volk mit unreinen Lippen.“ (Man möchte
es fast nicht glauben, dass dieser Satz 2.700 Jahre alt sein soll).

Und ähnlich ergeht es Simon Petrus, der,
als ihm aufgeht, wer ihm da in Jesus begegnet,
sich ihm zu Füßen wirft und sagt:
„Herr, geh weg von mir, denn ich bin ein Sünder.“

Die intensive Begegnung mit Gott kann dem Menschen mit einem Schlag
klar machen, wie es - allem eingebildeten guten Durchschnitt zum Trotz
- um ihn wirklich steht: Er ist ein armseliger Sünder,
er ist vor Gott nun mal nicht mehr als ein Häufchen Dreck.

Beide Lesungen zeigen aber auch, dass es Gott nicht darum geht,
den Menschen zu beschämen, sondern ihn zu heilen.
Dieser schmerzhafteste Schritt der Ent - Täuschung,
in der der Mensch - wie das Wort sagt - seine Täuschung aufgibt
und sich als der erkennen muss, der er in Wirklichkeit ist,

es ist der Weg, auf dem Jesaja und Simon
zu ihrer eigentlichen Bestimmung finden.
Ihnen, die blank und hilflos vor Gott stehen sagt er:
„Ich brauch dich“, so wie du bist.

„Wen soll ich senden? Wer wird für uns gehen?“ ruft er Jesaja zu.

Und auch im Evangelium sehen wir:
Jesus reagiert auf das Petrusbekenntnis
„Herr, geh weg von mir, denn ich bin ein Sünder“

nicht mit `Hast du es endlich eingesehen`, sondern:
„Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst du Menschen fangen.“

Es ist eine Gnade,
wenn Gott dem Menschen, der ihn sucht, begegnet.
Es ist aber oft auch eine schmerzhaftige Gnade,
weil sie dem Menschen
seine Hilflosigkeit und Sündhaftigkeit offenbart.

Und trotzdem ist es der Weg zum Heil,
der Weg, den wir gehen sollten:

Immer wieder Gott zu suchen.
Immer wieder uns dem Absoluten zu stellen,
damit wir nicht untergehen
in der Relativität unserer satten, orientierungslosen Gesellschaft.

Nur so kann er uns zu dem Platzführen,
wo unsere eigentliche Bestimmung liegt:

Als einzelner eine Person zu werden, die in sich steht,
weil sie sich aus den absoluten Werten definiert,
nicht aus den Meinungen, Trends und Relationen,
die eine von Moden durchwogte Welt pausenlos heran spült.

Und in der Gemeinschaft der Kirche zu einem Volk Gottes zu werden,
das endlich wieder eine echte Alternative, einen Kontrast aufzeigt
zu dieser entleert hetzenden, postmodernen, säkularisierten
Wohlstandsgesellschaft,
die auf dem besten Weg ist, unsere Welt in den Abgrund zu treiben.